

Konrad Pfaff

Zorn wider den Frühling
Wut wider all die Blütenpracht

(Reflexionen als Reflexe wider Tod und Sterben)

Ein Gestammel der Lebensscham,
das Gestöhne unfähiger Wut,
das Gestottere der Verzweiflung

In dieser Welt ist Verzweiflung eine Tugend –
der Liebe ähnlich.

Lass uns als Ungetröstete und Hoffnungslose
den entropischen Gesetzen des Verfalls widerstehen!

Wie nah beieinander - wie sich Gefühle touchieren, wie sie sich verbünden, wie sie sich mögen, und sind so verschieden, wie Himmel und Hölle! Wie nah doch sind die Quellen der Wehmut verschwistert mit den Ozeanen der Freude und den Wüsten der Verzweiflung. Wie nahe sich alle meine Gefühle in einem fort berühren, im Weh die Liebe sich aufrichtet und wieder schmerzt.

Wie oft schon schwand der Sinn mir in diesem Jahr nach der belebenden Macht des Frühlings. Wie oft verfluchte ich Leben in diesem Frühling, der dem heißen Sommer folgte. Wie oft sagte ich mir: schau nicht in den Spiegel, du siehst stets einen anderen dabei und du erschrickst. Wie oft erfand ich Lüste, die er lebte und erschrak bitterlich vorm Nichts. Das Nichts ist das „Nicht-mehr“. Das Sterben ist das nicht mehr leben. Alles, alles ist nicht mehr.

Und welch wunderliches „Dazu-Geschenk“,
dass Lieben im Verzweifeln,
dass Wohltun noch im Bösen,
dass Freude noch in Weh und Ach
erlebbar und erlernbar sein mögen.
Welch wunderliches Geschick,
das Elend krönt durch zärtliches Begegnen;
dass Verzweiflung nicht verdirbt im Sonnenlicht!
Versonnen kann sich kein trübsinniger Seelenzopf, verbrennen
nicht die Kälte dieser Welt. Schwachsinnig träumt der Kopf vom
Herzen und unsinnig phantasiert die Seele vom Hirn.
So bleibt der Einheit keine Chance,
der Friede bringt nicht in die Reihe
der Hoffnung trübe Scheiben,
kein Fensterausblick für den geduldigen Seher,
kein Türklopfer lässt uns hinaus.

Wer meine Verzweiflung nicht annimmt, nimmt mich nicht an.

Wer mich gleich trösten will und in mich Hoffnung einpflanzen,
hat eine ideologische Vorstellung von mir. Wer den Schmerz
nicht akzeptiert, hat mein Heil nie gemeint. Wer den Wahn und
die Mordlust der Welt nicht erkennt, ist blind.

Wer „menschenblind“ ist, sieht nur seine Körperlichkeit oder nur
seinen Seelengeist.

Wer „menschenblind“ ist, sieht nicht die ganze Gestalt des
Menschen und seine Schönheit. Er erfährt nie seinen Zauber,
nicht den Segen, der er ist.

Welch ein Glück im Unglück, da sich so widersprüchliche
Gefühle gegenseitig, gar widersinnig wappnen und nicht von
sich lassen und ohne Beute ins Leere fassen!

Doch, wenn sie nicht ausgewogen sind im Limbischen System
des Hirns, so sind sie doch wie magnetisch angezogen, die
schönen wie erschreckenden Gefühle. Kein Ausgleich und
keine Balance tragen sie. Sie dulden sich nur mürrisch einer Not
gehorchend doch sehr hilfreich.

„Jubel weiß,
und Sehnsucht
ist geständig, -
nur die Klage
lernt noch;
mädchenhändig
zählt sie nächte-
lang das alte
Schlimme.“

Rainer Maria Rilke, Die Sonette an Orpheus, Insel-Bücherei 115, Ffm. 1964, VIII

„Worte gehen noch zart
am Unsäglichen aus –
Aber noch ist uns das Dasein
Verzaubert, an hundert
Stellen ist es noch Ursprung.
Ein Spielen von reinen
Kräften, die keiner berührt,
der nicht kniet und bewundert.
Und die Musik, immer neu, aus den
bebednsten Steinen, baut im
unbrauchbaren Raum
ihr vergöttlichtes Haus.“

*Rainer Maria Rilke, Die Sonette an Orpheus, Insel-Bücherei 115, Ffm. 1964,
Teil 2, X*

„O Trotz Schicksal:
die herrlichen Überflüsse
unseres Daseins
...
Heute stürzen die Überdrüsse
...
Aber das Rasen zergeht und
lässt keine Spuren. . .

*Rainer Maria Rilke, Die Sonette an Orpheus, Insel-Bücherei 115, Ffm. 1964,
Teil 2, XXII*

„Ach, das Gespenst des Vergänglichen,
durch den arglos Empfänglichen
geht es, als wär es ein Rauch.“

*Rainer Maria Rilke, Die Sonette an Orpheus, Insel-Bücherei 115, Ffm. 1964,
Teil 2 XXII*

Das stille Haus und die
Sagen des Waldes,
Maß und Gesetz und die
mondernen Pfade
der Abgeschiedenen.“

Georg Trakl, Gesang der Abgeschiedenen, Insel-Bücherei, 436, Ffm. 1950

„Verfaulte Früchte fallen von den Zweigen;
Unsäglich ist der Vögel Flug,
Begegnung mit Sterbenden;
dem folgen dunkle Jahre.“

Georg Trakl, Gesang der Abgeschiedenen, Insel-Bücherei, 436, Ffm. 1950

Solange der Mensch einen Himmel, einen Gott, ein Jenseits bekommt, so oft wendet er sich von der Erde und dem Leben ab und lässt die Menschheit im Stich!

Er wird „religiös“ und fromm und zur Gottesliebe, zum Gotteslob und Gottvertrauen verdammt. Im Stich gelassen werden Erde, Leben und Mensch. Er dient einer Illusion, und nicht dem Leben, dem abstrakten Gott und nicht dem Wunder des Göttlichen in allem Seienden.

Wenn das Helle verdunkelt und das Lichte ermüdet, wenn das Feuer verhungert, wenn das Leben verdorrt, fliehe ich des Lebens Höhen, fliehe ich die Abgründe des Lebens und die Zweifel der Verbundenheit. Dass alles nach dem Tod des einen und so vieler einfach weitergeht, das alltägliche Geschehen abläuft und das sogenannte Leben seinen Weitergang nimmt, welch eine Gemeinheit des Vergessens, des Laufenlassens, des unwürdigen, heuchlerischen Wortes.

Bin ich denn zur Liebe noch gut genug mit diesen Gefühlen, Wahnsprünissen, mit diesem Heulgejammere? Bin ich zum Lieben bereit und nötig, bin ich es wert?

Zur Liebe langt es zeitweilig, lustvoll und willig überredet, schon sehnsuchtshalber elementar und ich vergesse dann dieses Leben vor Liebe.

Könnt' ich mich einfach davon machen, einfach so entlaufen, vertrieben treibend, verzogen nach nirgends, verkommen nirgendwo. Könnt ich mich einfach ohne Aufsehen, ohne Weh und Ach anzutun, aus dem Sein entfernen, in dem nur noch die Liebe bebt und hält.

Zu lange haben die Religionen und epigonalen Ideologien, Mythen wie Märchen uns vertröstet und beruhigt. So sehr in die Einheitssauce der Hoffnung und des Glaubens getunkt, bis wir

Sterben, Tod, Opfer und Pflicht so leicht nahmen und in Pflicht töteten und leichtfertig als Opfer starben. Schrecklich, wie leichtlebig uns Religion macht und sowohl todesbereit wie auch tötend, sowohl heldenhaft ängstlich wie leichtfertig mordend.

Ich kann nicht anders.
Ich kann nur verzweifeln
am Unfassbaren, -
Kein Erbarmen finden, keinen Trost.
Das Leben zu fliehen, mein Wunsch,
dem Unsegen entgegengehen.
Ich kann nicht anders,
als dem Frühling Hohn zu sagen,
zu spotten dem Weiterleben.
Der 38. Sonntag, seit dem Sonntag
Im heißen August 2003!
Das Leben bekam hitzefrei und erstarb
in Schönheit und Würde
in der Stille des unmerklichen Abschieds,
in der langsamen Atemstockung,
in der leisesten Form des Übergangs.

Ich bin so müde,
zu müde zu lernen, zu lehren
und erzwingen es und kette mich fest,
doch nicht ins Dasein,
sondern in ein unbekanntes Unsein.
Überall sehe ich Ihn nicht, höre ich Ihn nicht.
Immerzu ist er ein Mangel, ein Fehlen.
Ich lasse mich nicht durch Betrügereien trösten:
Ja, ja, er nimmt ja teil,
er ist der Seligkeit teilhaftig,
und weiter, weiter so betrügend fort.

Ich bin jetzt schon fast in dem Niemandsland.

Könnt ich sterben,
könnt ich dem Leben entrinnen,
könnt ich aus Schwermut enden,
aus Trauerwut ertrinken,
aus Verzweiflung krepieren,
könnt ich im Ozean der Melancholie verhauchen,
könnt ich doch sterben und alles,
alles ungeschehen machen.

Das Leid ist gefallen von einem Himmel, der es auch mitgespielt hat und der entvölkert stumm geworden ist. Noch bringt das Leid eine Sprache hervor und nicht das Verstummen und die Maulsperre, noch schreit der Mensch und brüllt die Verheerung an. Noch führt gefühllose und gleichgültige Stummheit nicht den Chor an.

Müde bin ich öfter,
erschöpft immer neu,
erschlagen find ich mich.
Ich beneide die Tiere auf der Weide
und jene Vögel, die Nester gebaut hoch oben.
Verstört bin ich,
vom Blitz geschlagen,
vom Schwert getroffen.
Ich fühle mich so sehr überflüssig, höchst unnötig.
Beteuerungen anderer erreichen mich nur schwer
und landen im Kopf,
und Frauen glänzen besser
in vergangenen Himmeln.

Unsere Hoffnung: Täuschung.
Kein Grund zum Gloria,
kein Sinn zum Hosanna,
kein Lobgesang, keine Labung.
Morsches Holz – das Kreuz,
das Fleisch nie auferstanden,
die Seele verflogen,
der Geist verzogen.
Kein Grund zu irgendeinem Jubel.
Die Entropie treibt ins sichere Nichts,
die Entropie, betrieben von Natur,
Unnatur, Übernatur. Das Ende gesichert.

Das Leben geht weiter,
der Tag läuft ab.
Die Zeit verrinnt.
Der Horizont verbleicht.
Der Frühling jubiliert.
Der Winter verzog sich erkältet.
Das Überleben feiert Orgien.
Scham kommt auf bei den Überlebenden.
Ich schäme mich auch wehmütig
und liebe dennoch.

Leben vergeht, rinnt aus,
versprüht sich, verläuft.
Und ich sitze da herum,
gifte, vergifte, verliere immer mehr.
Lachen kann ich noch immer.
Ich erlaube mich zu loben, zu lieben,
verlieben ist der Tribut des Lebens,
die Rechnung zahlt der Tod.

Auch im Hellen sehen meine Augen
Dunkelheit.
Auch im Licht bricht das Auge.
Fremd ist mir der, der Vertröstungen
zu bringen versucht.
Feind ist mir der Hoffende.
Böse bin ich dem Guten.
Todgeweiht sehe ich das Leben.
Blut des Mörders heische ich.
Hohn sag ich dem Gesicherten,
Spott über den Glaubenden,
Wut dem Friedlichen,
Hass dem Trägen,
also meine ich immer mich.

Das Leben fliehen,
doch wohin, wohin?
Gar so weit in den Tod?
Gar nicht so weit ins Elend?
Ist das Leben zu fliehen Verzweiflung,
ist Leben fliehen Feigheit,
Verrat an der Liebe,
Verrat an der Umarmung,
an der Schönheit?
Die schnelle Flucht gelingt nicht.
Belanglos werden, unbelangbar werden,
Traum, im Spinnennetz gefangenes Opfer,
letzte Turbulenzen im fliehenden Leben.

Warum leben nach einem Tod?
Warum soll Leben weitergehen?
Warum nicht abbrechen?
Verebben, verloren gehen?
Schmachvoll ist waches Leben,

das einfach weitergeht,
abgelenkt vom Elend,
verdrängend den Tod,
wenn einer – wenn viele – uns verlassen,
und es heißt: es geht weiter:
das sogenannte Leben
in Arbeit, zu Hause, in der Pinte.
Ich schäme mich, weiter zu leben,
oh, diese Scham einer Trotzdem-Würde!

So überdrüssig des Lebens
wird Liebe zu einer Kette von Kunststücken
des Trotzdem und des Dennoch
in Angst und Panik, vom Reck zu fallen,
vom Pferd zu stolpern.
An diesen und an den Ringen
war ich schon immer eine Null;
und sie werden beliebte Alpträume
bis zum Überdruß der Unentrinnbarkeit.

Kann ich noch ermutigend begleiten,
kann ich noch Hoffnung sagen
oder Segen und Gutes bringen?
Mein Gott – und wie oft rufe ich ihn an –
da er mir so sehr entschwand.
Oh, meine zerbrochene Göttlichkeit
Im Kairos des Elends –
darf ich noch wahrhaft liebend begleiten?
Bin ich des Lebens noch würdig, da ich es fliehe,
verkehre, fast fluche?

Hau ab, du blöder Protz,
geh weg du Angeber der Lebenserneuerung,
jährlich im Soll, im Muss,

in braver Pflichterfüllung,
im Aufstöbern von nutzlosen Energien,
Hau ab, Frühling – viel gerühmt,
viel besungen und ersehnt.
Hau ab, meine trübsinnige Seele
verlangt nach Verfall, Abfall, Ausfall des Seins.
Du kannst mal ausfallen,
ich stell dich auf die Fehlliste,
mich kannst du nicht bezirzen,
mein Herz fängst du nicht.
Ich bin dem Leben untreu und gram.

So elend die Wiederholung –
doch „con variatione“ wunderbar.
so elend die Gewohnheit,
doch „con variatione“, so angenehm.
So elend das Sterben,
doch elender noch das Überleben.
Die Scham, geblieben zu sein,
wenn andere hinweggerafft werden!
Die grauenvolle Scham des Überlebens.

Der Körper in gewissen gelösten Kräften,
der Geist erfinderisch auf Spuren des Neuen,
die Seele jedoch bricht spröde
und ist sich ihrer Vergeblichkeit bewusst.
Ich lebe die Seele,
ich lebe die geistigen Verdrehungen,
schaue ins Frühlingsmeer,
das der Seele nicht aufhilft.
Die Seele ohne Fleisch und Gedanken,
morsch vermodert in sich selbst.
Ein Elendstück Unleben.

Dieser Frühling kann mich nicht gewinnen
mit Pracht und Blütenzauber
und nicht mit Lebenserneuerung.
Dieser Frühling ist bei jedem Blick schon dunkel
und erloschen in seiner Glut.
In diesem Frühling ist kein Blick uneingeschränkt.
Er ist gefärbt durch Schrecken, Wut und Tod.
Kein Duft erweckt zum Leben, denn er ist tot.
Kein Frühlingsgrün schafft mir ein lichtiges Herz.

„Doch das Gewohnte in seiner unmerklichen Veränderung, sei es durch Alterung, sei es durch Krankheiten, sei es durch unbekannte innere Vorgänge hervorgerufen, hat etwas Drohendes.“

Robert Schindel, Mein liebster Feind, Essays, Reden, Miniaturen, e s 2359 s v Ffm. 2004, S. 97

Ja, das gewohnte Leben und die unmerkliche, leise, stöhnwillige Veränderung, die beginnende Atemebbe und das Herzverebben, diese kleinen, so wesentlichen Verluste, die die Veränderung darstellen: Das Leben stirbt.

Der Glanz des Toten verdunkelt diesen Frühling.
Der Lichtschein des Todes erfüllt schwarzes Dasein.
Der Regenbogen bringt den Frieden nicht,
er erscheint nur, wenn wir Frieden geben.
Das Kreuz bringt weder Hoffnung noch Trost,
es ist ein Holz von Verführern geworden.
Jesus hat uns nicht erlöst,
er löst sehr bedächtig und leise manches in uns.
Buddha ist auf ferner Wanderung und fehlt uns.
Laotse murmelt seine Weisheiten viel zu leise.
Shiva tanzt in tödlicher Schönheit.
Zarathustra ruft vergeblich zum Kampf auf.

Ich fahre zur gelingenden Arbeit,
denke und lebe in Liebe und Lust.
Ich genieße den Körper, nackt, heiß, kühl oder lau.
Und doch lebe ich brüchig, gespalten,
in einer langen Brache,
die kein gutes Ende nimmt.
Welch Durcheinander dieses Gemenge.

Mein Aufstand ist ungenügend und mündet glorreich im
Ausstand. Der Ausstand ist wie ein Leerraum von unruhvoller
Stille. Es geht mir gut, danke der Nachfrage, es geht, es geht,
danke der Nachfrage, ich weiß nur nicht wohin und weiß nicht,
woher der Wind der Unbarmherzigkeit weht und woher die
Dunkelheit vordringt. Ach ja, danke der Nachfrage, mehr kann
ich nicht sagen, wem sollte ich die Ungeistigkeit des Daseins
erklären?

Ich bin umgeben von Heuchelei. Ich bin meiner Heuchelei inne
und bin überzeugt vom Schwachsinn meines selbstmitleidvollen
Hasses und bin im Durchschauen des Ganzen als eines
Horrorwitzes.

Wenn ich die Lage des Mordes in der Welt mir noch
wohlgefällig hassend vorstelle, weiß ich dass auch der Frühling
wohlgefällig Schönheit heuchelt und den Mord nur vorbereitet.

Jeder Abschied bricht einem ein Stück Herz. Ich bin umgeben
von Abschieden. Ich sage Willkommen, nahm jedoch schon
Abschied. Ich trete durchs Tor des Abschiedes in ein Stück
Sterben. Jemanden verlasse ich immer, jemanden verwunde
ich, jemanden lasse ich wieder allein im nächsten Abschied;
und Sterben ist kein Gewinn.

Glückskinder, Dummköpfe, Leichtfüßige erfahren den Abschied als neues Willkommen, merken wenig des Weh und Ach, verwunden, verletzen, verträsten und geben allzu wenig Glückseligkeit und Frieden. Sie morden in den Abschieden, ich breche das Herz im Davonlaufen, Dahinentschwinden. Ich bin der, der die Liebe trinkt und zu trinken gibt, doch bin ich auch der Verwunder, Verabschiedeter, Verletzer und Hoffnungsnehmende.

Ich starre in den üppig blühenden Apfelbaum in der Nacht, in der mond- und sternenlosen Dunkelheit: weiße Tupfen, Punkte brechen hervor. Dunkles Weltall, durchlöchert vom Licht, weite, böse Kälte von ein klein wenig Frühling erwärmt - so leb auch ich.

Der Frühling übertölpelt nicht, er verzaubert mich nicht. Er versetzt mich nicht ins Leben. Ich kämpfe gegen ihn an, wüte gegen ihn, verfluche dies aufbrechende Leben, diese zarte Kraft und verzeihe nicht, und verzeihe nicht Sterben und Tod, Elend und Schrecken, verzeihe nicht dem Leben, dass es Sterben zuließ, zulässt.

Angesichts all des Elends der Erde, der Leidschmerzen der Vielen, der Ängste, Qualen, Opfer der Meisten – hab ich nur einen Wunsch: vergeude nicht dein Leben, vergeude aus Lebensverachtung kein Leben. Glaube an Erde, Leben, Evolution und Metamorphose, an die schöpferischen Kräfte und an dein Selbst, nicht an den Himmel, nicht an die Götter!

Wie einfach ist doch Leben, wenn es an den Anfängen steht, Samen über Grenzen springen, wenn es in dunkle Sehnsucht gehüllt das Herz erbeben lässt. Wie schön doch Leben sein kann im Aufstieg der Gefühle ins helle Bewusstsein, ins zwiegespaltene Erleben, wenn es sich besinnt auf eigene

Vitalkräfte aus den Tiefen der Zeit und Evolution. Wie einfach
Leben vegetiert, und wir es dann verachten und schmähen.

Flieder blüht aufdringlich mir ins Auge,
Maiglöckchen duften sogar, Löwenzahn gelb, dann weiß
ergrünt ins Gewohnte.

Gänseblümchen locken den Tod
durch die grausame Maschine.
Eine beständige Reizung dieser ärgerliche Frühling,
der nichts anderes betreibt und versucht,
als dem Verzweifelten seine Trauer und sein Elend
zu verdrängen.

Er ist entschlossen zu jubiliere und das blöde
natürliche Leben zu feiern,
rücksichtslos, fraglos, dreist.

Zu diesem Frühling nach dem Sommer
und Herbst und Winter
sag ich: hinweg! Mein Herz –
ja mein Herz lass doch in Ruh',
es will anders schlagen
als in deiner Blütenpracht,
es will sehr anders lebendig sein als du.

Die Wohltaten der Schwermut und die Wehmut der
Geopferten sind nicht in des Mörders Herz gegeben. Die
Langmut ist nicht in die Seele des rechthabenden
Machthabers gesenkt. Wer sein Elend nicht akzeptiert, wen die
Verzweiflung der Erde nicht erschüttert, wer die todernsten
Schreie der Kriege und Morde nicht hört, lebt nicht als
Reisender und Nomade seine Schönheit, denn ohne Tod und
Totenfeier zu verraten, zu verdrängen, vergeudest du nur dein
Leben.

Verquer zum Leben ist Leben.
Verlassen vom Leben ist auch Leben,
vergeblich leben
ist auch Leben,
Verlust des Lebens
ist kein Leben
Verloren sein im Leben
ist Zeichen von Leben.

Ich fahre, arbeite, lese
und denke, schreibe –
doch wozu?
Ich reise, begleite,
helfe, ermutige –
doch wozu?
Ich liebe, liebe, liebe
so stark, so zart ich kann,
doch wozu?
Ich erinnere mich,
bin bedrängt,
ungebärdig, unerlöst,
doch wozu?
Kein Wozu beantwortbar.
Kein Wozu führt zu Sinn.
Kein Wozu irgendwohin.

Alles lebt, da diese Pferde,
diese Kälber, dieser Blütenkirschbaum,
dieser Aprikosenbaum, der Löwenzahn lebt.
Die Knospen brechen auf ins Leben,
die Menschen bewegen sich,
sie sind im Leben,
sogar die Züge, die Autos und Räder
bewegen sich doch.

Aber einer starb,
viele starben,
er jedoch war meiner.
Gestorben –
Nun wende ich mich dem Tode zu
und nenne es Leben.

Ich bin kein guter Wächter des Lebens.
Ich wachte, hütete nicht genug.
Ich bin kein guter Pfleger und Heger des Lebens.
Habe versagt, weh getan, nicht das Leben beschützt.
Ob ich in der Verzweiflung noch lernen werde?
Ob ich in der reuigen Wut noch die Sanftheit des Lebens
für andere erlernen werde?

Wie bin ich außer mir,
hab die Glückstraßen verlassen,
bin sanft verhärtet
und hab mich verlassen, all zu gelassen.
So verkehren sich die Werte zu Wahn der Seelen.
Wertlos bin ich geworden
ohne Mut, Übermut, Überschuss
kam ich dem Leben abhanden.

Ich habe zu oft vergessen,
dass meine Art zu sein, zu scheinen, zu denken
schon einfach verletzend, herabsetzend wirken könnte.
Es war für viele zu viel des Daseins, zuviel der Lebendigkeit,
des unverdienten Glückens.
Ich hoffe, dies doch verziehen zu bekommen.

Ich bin kein guter Pfleger des Lebens.
Kein guter Hirte, kein guter Wächter des Lebens.

Menschen und Lebewesen habe ich verletzt –
Unbewusst – doch schuldhaft schon.
Gewiss – Gewiss sind nur Abschied und Trennung –
dazwischen das andere Sein:
Zufall, Fall, Unvernunft.
Ich spüre nichts und fühle es grausam.
Betrogen weiß ich mich von so vielen Worten,
von Verheißungen und Glauben,
Idealen, Wahn der Religionen,
Wahn der Ideologien und Philosophien.
Alle bleiben im trostlosen Elend stecken
und kraftlos in der Hoffnung.
Nur hie und da bricht ein Strahl von Schönheit ins Dunkle
und blendet eine Weile in einer Liebe,
in einem Sturm des Lichtes.
Doch auch das ohne Trost, ohne Hoffnung.
Doch es ist schön und tut gut.

Ich war ein Glückskind lebenslang,
war immerzu ein Jagd- und Beutetier.
Ich war ein Leselüstling, Schreibknecht,
denksamer Sucher lebenslang.
Nun bin ich kein Tier mehr
und unglücklich,
kein Sucher,
kein Erfinder,
bin einfach nichts.

So ein Durcheinander von Gefühlen,
ich lasse mich auch von mir nicht so leicht betrügen.
Denn ich erlebe auch das Frohleben, das Genussleben
das Kraftleben in diesem Unleben,
das meine Seele beschreibt,
oft als Körper und Geist betrügend.

Doch das Gemisch in mir ist explosiv.
Muss ich weiter blöde schreiben?
Achtlos und freudlos das Geseiere papierfest machen?
Muss ich kräftig laut schreibend den Jammerlappen spielen?
Muss ich lachen, schmecken, am Wasser mich erfreuen,
an Hitze, Kühle, an Atem und Körper?
Muss ich, oder bin ich dann ein Verräter und Schuft?

Nichts bedeutet es,
nichts ist es,
nichts will es,
nichts verspricht es:
Ein Nichtsein-Gefühl
ein Nichtsein,
Pubertärwunsch verkehrt,
ein Nichtigkeitsschein,
nichts Erdachtes,
nichts Erlachtes,
nichts Entfachtes,
dummes Zeug,
Nichts.

Selbsterfahrungserkenntnis:
Hörst der Welt schönste Musik,
lebst im Luxus,
lebst zu deinem Gefallen,
lebst im Genuss,
lebst frühlingshaft,
lebst blütenweiß,
lebst gesund närrisch,
lebst trunkenhaft,
lebst gedeihlich,
spielt den Mela-Mega-Ego-manen,
spielt lächerlich schlecht.

Ist es Sehnen nach dem Tod,
ist es Sucht nach Lebenswein,
ist es ein Gegen zu dem Nein
zum Sein?

Ist es nur ein Luxus dessen,
der noch lebt,
ist es ein Pol
der Wanderung
zum ganz Anderen
oder ein böses Spiel?

Nimmst du sie ernst,
diese laue, träge Gefühllichkeit?
Ist es Verstellung,
ein Verlachen ohne zu ahnen,
was ein Leben verkehrte
mit tödlichem Schlag?
Ist es ein Zorn lahm und schwer,
ohne Schlag,
ohne Mahnung
an sich selbst?

Stets, wenn ich die Vielfalt der Schönheit sehe,
denke ich ans gegenteilige, elende Geschehen
und denke, dass dieser eine nicht spürt,
die sinnlose Pracht des Frühlings nicht genießt.
Sinnfremde Vielfalt,
sinngarstige Farben.
Ich muss leben
und kann nicht ausfahren,
auffliegen.

Lass das Ende kommen,
der Anfang ist gar schwer.
Lass mich hören, wie der Meister ruft.
Lass mich spüren, wie die Leere kommt.
Verlasse mich, und lasse mich
in gar so zwiespältigen, elenden Gefühlen.
Ich weiß, ich lebe, denke und fühle
stets das Eine und das Selbe.

Wie kann ich mich ergötzen,
wie versinke ich in Schönheit.
Wie genieße ich mich selber,
wenn ich stets mir bewusst bin,
dass Er nicht dabei sein kann.
Er ist doch unsterblich -
sagt man mir,
er bekommt viel Schöneres mit,
er singt im Chor.
Hier tat er sich schwer damit.
Ach ja, er ist im Trostreich,
sagt der offizielle Vertreter einer Weltreligion.
Ich schreie in Leid und Wut.

Er betört mich nicht,
er verführt mich nicht,
ich verachte ihn,
den Betörer, Verführer
in triebhafter Dumpfheit
übermächtigender, unnützer Frühling.
Ich sehe ihn nicht,
ich ertaste ihn nicht,
ich rieche ihn nicht,
ich besinge ihn nicht,
ich mag ihn um des Todes willen nicht.

Gelegentlich eines sehr eindrucksvollen Frühlings,
nach einem vorhergegangenen sehr schönen, warmen
Sommer, ist die Natur für mich erledigt samt erneuernder
Knospe,
samt Blütenmasse, Grünzeug in Hülle,
samt Auferstehung, Ostern, Himmelfahrt
und was so Religionen daraus machen.
Es ist Blablabla.
Und ich erblinde vor lauter Tod.

Es helfen keine Mächte,
weder Erd- noch Himmelsmächte.
Bei „Hart auf Hart“ sind sie weg,
hast du keine Hilfe.
All die Spinnereien, Spekulationen,
Mystizismen, Agnostizismen,
Blablabla-Doktrinen und Dogmen
haben keine Kraft wider Not und Tod,
wider das schleichende Gift.
Du stehst einfach dumm da,
hilflos, nackt und bloß.
Und auf die Frage – gutgemeint –
wie es dir gehe
antwortest du knapp,
danke der Nachfrage.

Ist Schicksal Gottesfügung,
Gericht und Urteil so?
Muss ein Glückskind doch bestraft werden,
geschlagen und erledigt?
Aber sicher, „Zahn um Zahn“,
zu gut hattest du es getroffen,
nun aber bist du am Boden zerstört.
Ach ja, wann geht es mir viel zu gut im Weh und Ach

der Liebe, der Verhängnisse?
Der Schuldspruch gilt,
du wirst jetzt entglückt,
dir wird Leben gestohlen.

Es ist alles nicht wahr.
Zeit heilt keine Wunden,
lässt nicht vergessen,
Leben ist nicht mächtiger als Tod.
Es erneuert sich nicht immer.
Frühling ist Auferstehung,
doch niemand aufersteht
und auch er nicht,
und Er auch nicht.
Es ist alles wirklich nicht wahr.
Denn der Tod ist mächtiger
als Liebe, Leben und Geist.

Ich hasse den üppigen Frühling,
den blütenüberfüllten Obstbaum,
die blöde Lebenserneuerung,
ich hasse dies, weil der Tod regiert.
Ich hasse diese Pracht und Lebensfeier,
weil Er sie nicht mehr erlebt,
weil Er sie in seiner schönen Achtsamkeit
nicht erfasst.

Es fiel mir aus der Hand,
dies sehr alte Geschenk,
die seltene Reliefabbildung,
die reine Weiße des jungen Gottes „Kairos“.
Er zerbrach in sehr kleine Stücke,
ich sammelte sie ein.
Ich beachtete die Drohung nicht,

ich nahm das Zeichen nicht an.
Doch trat sie ein, die Todesmacht der Zeit.
Zähe Wut, starker Zorn auf den Frühling,
der dem Tode folgte,
und sich darum gar nicht kümmerte
und all dem Leben, das den Tod vergisst
und das Sterben hoffnungsvoll gläubig leichtnimmt.

„Nur Veilchen, Primel, ganz keine Rose
Mit der Wurzel gepflanzt auf ein Grab,
Lebte lang wie die Trauernden,
Erneuerte sich, würde sprießen,
Wie es Lebendiges tut, mit in sich einem Tod.

Doch die Bouquets, Berge von Kränzen
Wären geopfert,
Würden die Blumen eins mit sich sein,
Lebendig genug, um zu sterben,
Auf einem Altar den Saft vergießen,
Und ein Mord-Gott tränkte ihn.

Animula, friedfertig lebend,
Pflanzerin von Wurzeln für andere,
Noch einmal vergib ihnen ihre Geschenke
Das Gestüchel soll dein Zerfallen bekleiden,
Nicht dich verspotten als Leichen.“

Michael Hamburger, Todesgedichte, Wien, 1998

Oh, Matthias, Dir wurden keine Blumen geopfert, Du lebst mit ihnen in den Gärten, die Du gepflanzt und gehegt und bist freundlich gesonnen ihrem Leben zu jeder Jahreszeit.

„Für Trauer haben kein Herz,
Die da zum frischen Grab gehend gelangen:
Ritus, der sie gesegnet entließ, die
Seherin der Schwäne,
Für Verlust haben keine Zeit,
Nur Worte, das Spiegelbildnis im Fluss,
Die gekurvten Häse der Schwäne,
Oder ihre Schatten an Land
Unhaltbar aber sichtbar, während
Schwäne an den Ort zurückkehren.“

Michael Hamburger, Todesgedichte, Wien, 1998, S. 136/137

„Ein Kind ist ein Wesen, das den Abschied kennt.“

Anne Weber, Besuch bei Zerberus, Ffm. 2004

„Seitdem heule ich hier mit den Höllenhunden und verwandle
alle Antworten in Fragen.“

Anne Weber, Besuch bei Zerberus, Ffm. 2004, S. 76

„Wir auch, von Natur Erinnerung,
Sollen zu den falschen Zeiten
Und dagegen singen, maulen auch zur Not,
Bald heißt es schon Verrat,
Wenn wer verzweifelt, es sei alles tot,
Und Erde geh zu Ende,
Ehe der Herr Mammon
Das Blumenglück zerdrückt
Mit seiner Macht und den Maschinen
Die Melodie kaputt macht,
die menschliche und wilde.“

Michael Hamburger, Todesgedichte, Wien, 1998, S. 47

Von Natur aus „Erinnerer“, doch nicht Natur-Erinnerer, Ver-
tröster einer Natur-Heuchelei, die ihr mörderisch Zivilisation
anpreist.

„Kaum brüllt Zerberus nach Nahrung, füttere ich ihn mit
Wirklichkeit, und was wäre wirklicher als Kranke und Tote?
Ohne Tod keine Wirklichkeit.“

Anne Weber, Besuch bei Zerberus, Ffm. 2004, S. 52

„Nachts ist der Himmel näher als am Tag.“

Anne Weber, Besuch bei Zerberus, Ffm. 2004, S. 49

Mein Klagen, Trauern, Verzweifeln möge Euch ermuntern, das
Leben nicht zu vergeuden, das Lieben nicht zu vergessen. Mein
Geheul, mein Zorn, meine Wut mögen Euch innewerden lassen,
dass Lernen, Leben, Lachen, Loben und gar Lieben ein gegen
den Strom des Äons und der Zeit Schwimmen ist. Meine
Schwermut und Langmut mögen mir und Euch nicht krankhaft
erscheinen, sondern zu den Quellen der Kraft führen.

Bin ich nur noch sinnenleert hier
Bin ich so müde, zu leben vor dem Tod?
Bin ich denn nur noch Versager und Verender?
Warum lebe ich, warum sterbe ich nicht?
Warum höre ich noch Musik?
Warum schreibe ich noch immer dummes Zeug?
Warum, warum?
Ich kann den Jammer nicht mehr ausstehen,
ihn nicht mehr entlassen.

Vielleicht ist es nicht so gemeint
von den Wolken, Sonnen, Sternen,
vielleicht ist sie nicht böse gemeint –
die Gleichgültigkeit der Natur.
Vielleicht meint sie nicht,
deutet sie nicht,
sagt sie nichts aus,
die eiskalte Gleichgültigkeit
im ganzen Kosmos –
was sonst als Tod.

Mir zum Spott ist der Frühling.
Mir zum Hohn blüht es.
Mir gereicht das Grün zur Wut,
sind die Fistelstimmen
aus der Höhe des Baumes
Drohung.
Seitdem Du fort bist,
lebe ich alle Abschiede immerzu,
und alle Trennungen sind Tode.

„Ist es nicht bezeichnend, dass der Tod in unserer Zeit nur noch
auf dem Bildschirm vorkommt und dass heutzutage niemand,
zumindest, bis er selbst an die Reihe kommt, ihm außerhalb des
Fernsehens je begegnet ist? . . .

Wissen, was man von einer Gesellschaft erwarten kann, die
den Tod in geschlossene Anstalten oder Bildbehältern
verbannt. . .

Anne Weber, ebd. S. 63

Ich verliere das teilhabende Gefühl, die tiefe Angst, das
grausige Erschrecken vor dem Tod, er ist ja fast nur noch
künstlich anwesend. Und gerne verstecken wir uns in solcher

Öffentlichkeit vor ihm und möchten von aufsässigen und erschütterten Menschen nicht gestört werden. Es ist verständlich und elend!

Wir wissen vorher, zwischendurch, immerfort, was Tod, Sterben, tödliches Ende sei. Wir antizipieren, bedenken, besinnen uns im Tod. Doch die Ketten der Tode sind unerbittlich und die Guillotine des Sterbenmüssens kann ich wohl ausdrücken im Herzen, doch nie kann ich dem letzten Geschehen von mir, meinem Bruder oder meiner Schwester ausweichen. Welch schreckliche Hoheit des Menschen, verurteilt des Geistes des Todes teilhaftig zu sein.

Ich habe ein Recht, dies aufzuschreiben, böse, verhärtet, zynisch, mir selber gern untreu. Ich habe ein Recht zu klagen, zu drohen und zu spotten. Ich habe ein Recht zu verelenden, ich Mensch habe das Recht anzuklagen mit all dem Jammer und Harm geifernd gegen das Unrecht des Schicksals. Ach, erlöse mich von diesem Recht.

Kann ich nicht mehr ohne Gejammer und Geheul sein?

Kann ich nur noch dumm über alles schreiben,

was bitter in mir wütet im Nichtigen?

Ich bin des Frühling müde, habe die Blütenozeane satt,

mag nicht sehen, nicht riechen, mag das Leben nicht,

da ich immerzu denke, dass Er es nicht sieht,

nicht riecht, nicht spürt.

Warum denn ich?

Oder ist dieser Frühling und diese verrückte Lebenserneuerungsfestigkeit doch auf der Seite jener einfachen „Neg-entropie“, die den Absturz in die elende Kältetödlichkeit des Weltlaufs bekämpft?

Ist doch insgeheim das natürliche Stück Frühlingsfest
Verbündeter eines gütigen Herzens, einer klagenden Liebe
oder eines Segens der Wohltat?

Tue ich vielleicht Unrecht, und ich werde weder verspottet
noch verhöhnt mit Blüten-Leben, da ich trauere und verzweifelt
hadere. Will er mir Gutes, will der Frühling mir Frieden bringen?

Hoffnung, Glaube, Vertrauen sind Verführungsmittel des hohlen
engen Lebens. Ich will nicht durch Illusionen zum Vergessen
verführt werden, zum Trost und zur Erlösung.

Da kommt der protzige Frühling wie ein dogmatisierter Gott,
wie ein prunkender Allmächtiger, wie ein lebenserneuernder
Versprecher. Schon haben Ärger, Wut und Zweifel milde, sanfte
Zärtlichkeit es schwer, wie auch die samtene Schwermut, die
Langmut mit dem Bösen. Schon haben Todessehnsucht und
Wehmut es schwer in der Seele des Liebenden.

Redaktion, Textbearbeitung:
Beatrix Classen